

Nikolai Petrowitsch Chrapow

**Das Glück
des verlorenen Lebens**

Nikolai P. Chrapow

Das Glück des verlorenen Lebens

Verlag Friedensstimme
2014

Das Glück des verlorenen Lebens

Nikolai Petrowitsch Chrapow

1. Auflage als Sammelband • 2014

Neu überarbeitete und vervollständigte Übersetzung
nach dem russischen Original: **Счастье потерянной жизни**

Lektorat: Aljona Iwotschkin und Ute Silberbauer
Korrektur: Helene Tiessen, Helene Breul, Johann Braun

Zeichnung Titelseite: Abram Adrian
Zeichnungen im Buch: Nikolai Petrowitsch Chrapow

© 1996 Missionswerk Friedensstimme, Gummersbach
der Vereinigung der EChB in Deutschland e. V.

Bestell-Nr.: 503.112

Verlag des Missionswerkes Friedensstimme
Gimborner Str. 20, 51709 Marienheide-Kotthausen
Tel.: 02261 6017-24; Fax: 02261 6017-33; E-Mail: verlag@mwfst.de

ISBN: 978-3-88503-112-3

Inhaltsverzeichnis

Widmung des Autors	7
Vorwort	8
Wichtiges zum Buch	9
Prolog	11

Teil 1: Der Vater

1. Der Vater	14
2. Der Sohn	51
3. Die Mutter	72
4. Die Kindheit	105
5. Die Grundschulzeit	134
6. Die Oberschulzeit	170
7. Der Ernst des Lebens	188

Teil 2.1: Die Suche nach dem Lebenssinn

8. Vater in der Verbannung	215
9. Pawels Lehrjahre	223
10. Die Gehilfin	231
11. Eine schwere Entscheidung	249
12. Der Sinn des Lebens	257
13. Die Versuchung	269
14. Jugendträume	276
15. Eine lebenswichtige Frage	285
16. Vater und Sohn	292

Teil 2.2: Taschkent

17. Erweckung unter den Molokanen	301
18. Natascha	318
19. Schenja Komarow	326
20. Mischa Spak	339
21. Vorbilder	353
22. Verfolgung	358
23. Im Straflager	369
24. Niederlagen	375
25. Kompromisse	385

Teil 2.3: Die Feuertaufe

26. Pawel in Haft	402
27. Um Christi willen	415
28. In den Fernen Osten	426
29. Im Lager Nr. 1	437
30. Die Belohnung	451
31. Sodom	463
32. Nicht umsonst!	474
33. Doch der Herr war mit ihm	482
34. Ein ständiger Kreislauf	503
35. Ich führe dich vorwärts!	516

Teil 3: Die Bewährung

36. Die letzten Jahre des Vaters	528
37. Die ersten Jahre Pawels auf Kolyma	540
38. Das Tal der Todesschatten	566
39. „Du bist mein!“	594
40. Schenja Komarows Leidensweg	613
41. Neues Umherirren Pawels auf Kolyma.....	647
42. Pawel und Schenja schließen Freundschaft.....	658
43. Nataschas Schicksal	678
44. Die Wende im Schicksal Wladykins	700
45. Die Heirat	712
46. Nach elf Jahren wieder in der Heimat	730
47. Vera Knjasewa im Läuterungsfeuer.....	767
48. Deine Sünde wird dich finden	784
49. Hand in Hand nach Nordosten	806
50. Die Wüste wird zum Paradies	822

Anhang

Wie es weiterging	840
Lebenslauf von Nikolai Petrowitsch Chrapow im Überblick	844
Ortsverzeichnis mit Karte	848
Personen und Namen	850
Fotogalerie	853
Einordnung in den historischen Kontext	858
Wörterklärungen	862

*Jesus spricht: „... Wer sein Leben verliert
um Meinetwillen und um des Evangeliums willen,
der wird es retten.“ Markus 8,35*

Widmung

Dank sei meinem Herrn für Seine wunderbaren Segnungen und die spürbare Hilfe beim Schreiben dieses Werkes.

Ich widme es meiner Frau, der lieben Gefährtin während meines Erdenlebens, meinen Kindern und meinen jungen Freunden: der christlichen Jugend der verfolgten Gemeinden der Evangeliums-Christen-Baptisten.

Die Grundlage dieses Buches bildet mein persönliches Leben und das Leben derer, die es mit mir teilten, oder mit denen es in Berührung kam. Dabei bitte ich, es nicht zu verurteilen, dass auch Episoden wiedergegeben werden, die nicht heilig oder geistlich sind; sie sind mit dem Ziel erwähnt, der christlichen Jugend als Warnung vor den bitteren Früchten der Lüste des Fleisches zu dienen.

Zusammen mit den Lesern, insbesondere mit denen, die sich in diesem Buch wiederfinden, möchte ich in Demut vor der Erhabenheit Gottes niederknien und Ihm für alle Wege danken, die Er Seine treu ergebenen Kinder geführt hat.

Taschkent, 1978
Der Autor
(Nikolai Petrowitsch Chrapow)

Vorwort

Der Anlass zur Neuauflage der Trilogie „Das Glück des verlorenen Lebens“ ist das 100-jährige Geburtsjubiläum des Autors N. P. Chrapow. Dieser Anlass allein wäre allerdings nicht Grund genug für einen solchen Aufwand. Auch der geschichtliche Hintergrund, der in etwa die erste Hälfte der Sowjetherrschaft umfasst und sicher interessant und informativ ist, würde eine Neuauflage noch nicht rechtfertigen.

Das Buch ist mehr, als nur ein geschichtliches Zeugnis. Es ist ein Zeugnis der Gnade, der Treue und Allmacht Gottes, die ER an seiner Gemeinde in der Sowjetunion bewiesen hat. Am Lebensbeispiel einiger Kinder Gottes, die im Buch erwähnt werden, in besonderer Weise von Pawel Wladykin, werden uns lebenswichtige Lektionen vermittelt. Gerade in unserer Zeit, die zunehmend von Lauheit, Oberflächlichkeit, Kompromissbereitschaft und Abfall unter den Christen gekennzeichnet ist, kann das Beispiel der totalen Nachfolge unter den denkbar schwierigsten Lebensumständen uns neu zu treuer Nachfolge Jesu Christi herausfordern und motivieren. Der Stellenwert des Wortes Gottes, das ja zeitlos ist, und die persönliche Leitung des Heiligen Geistes im Leben eines Kindes Gottes, werden uns in diesem Buch sehr deutlich vor Augen geführt. Besonders für junge Christen kann dieses Buch im Kampf um die Reinheit eine echte seelsorgerliche Hilfe sein.

All dieses scheint uns die Neuauflage dieses Buches mehr als zu rechtfertigen. Wir geben es heraus mit dem Wunsch und Gebet, dass es dem Leser zu einem bleibenden Segen wird und dazu beiträgt, die Gemeinde Jesu Christi zu seinem baldigen Kommen vorzubereiten.

Johann Braun

Wichtiges zum Buch

Das vorliegende Buch ist bisher als Trilogie unter demselben Titel erschienen. Zum 100-jährigen Gedenktage des Autors, Nikolai Petrowitsch Chrapow, wurde das Werk nun als Sammelband herausgegeben, wobei der Text sprachlich aufgearbeitet und der neuen Rechtschreibung angepasst worden ist, sowie fehlende Passagen in der deutschen Übersetzung nach dem russischen Original ergänzt wurden.

Die Gliederung als Trilogie mit den Besonderheiten der einzelnen Bände ist dabei erhalten geblieben, wie zum Beispiel die Drei-Teilung des zweiten Bandes.

Da die Geschichte sich in Russland, bzw. der damaligen Sowjetunion zuträgt und das Buch in erster Linie für den russischen Leser geschrieben wurde, ist für den deutschen Leser einiges erklärungsbedürftig. Deshalb haben wir im Anhang eine Worterklärung und weitere Hintergrundinformationen zum besseren Verständnis des Buches angefügt. Wenn ein Wort im Anhang erklärt wird, ist es mit einem * markiert.

Außerdem wird der Lebenslauf des Autors im Anhang ergänzt und mehrere Fotos lassen die Personen im Buch lebendig werden.

Die Zeichnungen im Buch stammen von Nikolai Petrowitsch Chrapow selbst und sind speziell zu diesem Buch gefertigt worden.

Die Herausgeber



Prolog

Seit drei Tagen wütet der Sturm wie ein tödlich verwundetes Tier. Mit wildem Geheul jagt er Schneeböen durch die Finsternis, lässt sie kurz im schmalen Streifen des hellen Lichtscheins, der aus dem Küchenfenster fällt, aufleuchten und gleich wieder in der undurchdringlichen Polarnacht verschwinden.

Das Dörfchen Ust-Omtschug ist zur Hälfte unter hohen Schneeeverwehungen begraben. Die drei bis vier Meter hohen Schneewehen, von den umgebenden Hügeln her geweht, haben jeden Verkehr lahmgelegt. Hier und da stiehlt sich aus den geschlossenen Fensterläden der Obergeschosse ein flackernder Lichtschein. Irgendwo in der Nähe stampft im ungleichen Kampf gegen die Dunkelheit der Nacht und den Orkan die Dampfmaschine der Elektrizitätsanlage und schleudert von Zeit zu Zeit siegreich einen hohen Funkenregen aus dem Schornstein in die nächtliche Finsternis – scheinbar der einzige Beweis für die Existenz von Leben in dieser Gegend. Hinter dem Dörfchen, über die weiten Auen des Detrins und seinen Zuflüssen ausbrechend, wütet der Sturm mit entfesselter Gewalt.

Beim letzten Haus am Dorfrand öffnet sich für einen Augenblick die Tür. Ein Mann tritt heraus. Ein Schwall von Wärme und Licht folgt ihm, der sich aber schnell wieder in der Finsternis auflöst. Nach fünf oder sechs Schritten bleibt die Person im Lichtstreifen des Küchenfensters stehen. Er trägt eine wattierte Jacke, das einzige erschwingliche warme Kleidungsstück für einen Taigabewohner, und ebensolche Hosen. An den Füßen trägt er hohe Filzstiefel und auf dem Kopf eine Pelzmütze. Von etwas größerer Gestalt, ist er wohl auch kräftig gebaut, denn als sich der Orkan jetzt mit ganzer Kraft gegen ihn wirft, gibt sein Körper den Windstößen kaum nach. Ruhig hält er sein Gesicht den Elementen entgegen und die dunklen zusammengekniffenen Augen durchdringen das Schneegestöber und das Dunkel der stockdüsteren Nacht.

Auf den ersten Blick würde man sein Alter auf höchstens 25 Jahre schätzen. Aber die kaum merklichen Falten auf der Stirn und unter den Augen zeugen von einem langen Lebensweg voller Not, Mühsal und verzweifelten Kämpfen. Das vom Wind leicht gegerbte Gesicht drückt Entschlossenheit aus, trägt aber auch eine Spur von Müdigkeit. 32 Jahre liegen hinter Pawel Wladykin.

Nachdem er eine oder zwei Minuten im Lichtstrahl des Fensters gestanden hat, blickt er sich orientierend um und schlägt festen Schrittes eine ganz bestimmte Richtung ein, sich einen Weg durch die Schneewehen bahnend. Nach seiner Gewohnheit ist Pawel zu dieser späten Stunde unterwegs in die Flussaue, um unter „seinem“ Strauch eine Stunde in Gebetsgemeinschaft mit Gott zu verbringen. Obwohl der Sturm drei Tage über das Dörfchen wütet, hält Pawel an seiner Gewohnheit fest.

Im Schein des Funkenregens aus dem Schornstein des Kraftwerks werden für einen Augenblick die Konturen des bekannten Gebüschs sichtbar. Der Sturm hat hufeisenförmig um den Busch und das Knieholz einen zwei Meter hohen Schneewall aufgeweht und damit einen Ort der wunderbaren Stille innerhalb der Schneewände geschaffen.

„Herr, der furchtbare Schneesturm hat mir so eine feine Laube bereitet. Preis sei Dir für alles!“, ruft Pawel freudig aus und will sich gerade hinknien, als der nächste Funkenregen aus dem Schornstein der Dampfmaschine seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Voll Wucht werden die Funken aus dem Rohrschlund geschleudert. Ungestüm nach oben stierend erleuchten sie das Dunkel der stürmischen Nacht. Langsam nimmt ihre Leuchtkraft ab, ihr Flug wird langsamer, und einen Bogen in der Luft zeichnend, fallen die Funken hinab und verlöschen.

Ein Orkanstoß peitscht Pawel einige noch nicht ganz abgekühlte Rußpartikel ins Gesicht, und wie feurige Buchstaben stehen die ihm in der Kindheit vorgelesenen Worte aus dem Buch Hiob vor Augen: „Der Mensch ist zum Unglück geboren, wie die Funken nach oben fliegen“ (Hiob 5,7).

„Herr, das ist der Sinn meines Lebens, der Sinn meiner Leiden, der Inhalt meines heutigen Gebets am Ende eines durchlebten Tages!“

Mit diesem Ausruf wirft sich Pawel unter heißen Tränen zum Gebet in den frischen Schnee.

Teil 1

DER VATER

Der Vater

Das Geschlecht der Wladykins war unter den wenigen Familien des Dorfes Jegoldajewo dafür bekannt, dass es mehr als hundert Jahre in der Gegend lebte, obwohl keiner aus dieser Familie als sesshaft galt. Das Land des Rjaschsker Kreises zeichnete sich nicht durch Fruchtbarkeit aus, weshalb die Bauernschaft neben der Landwirtschaft gezwungen war, ihren Unterhalt durch Nebenbeschäftigungen aufzubessern. Eine verbreitete Beschäftigung der Dorfbewohner von Jegoldajewo war das Sammeln von Altstoffen, weshalb man sie auch „Lumpensammler“ oder „Katzenfänger“ nannte.

Pjotr Wladykin, der allgemein Petjka gerufen wurde, hatte seine Kindertage entweder aus Liebe zur Natur oder aus irgendeinem anderen Grund als Hirtenjunge verbracht. Aber als er zum jungen Mann herangewachsen war, sammelte er mit einem lottrigen Pferdegespann Lumpen, Geweihe, Hufen, Knochen und Felle. Kleinhändler kauften ihm diese Ware ab.

Nach dem Tod der Mutter war Petjka die einzige Stütze des Vaters. Seine Stiefmutter, die drei Kinder mit in die Familie gebracht hatte, erwies sich als faul und nachlässig in der Hauswirtschaft. Doch bald wurde sie Witwe, denn Nikita Wladykin, Petjkas Vater, überlebte den Tod seiner ersten Frau nicht lange und verschied für alle unerwartet in der vollen Blüte seines Lebens. So blieb die Wirtschaft der Wladykins ohne Hausherrn zurück, während eine Zeit der Wirren nahte.

Man schrieb das Jahr 1911. Beunruhigende Nachrichten gingen unter den Dorfbewohnern von Mund zu Mund. Abends in der Dämmerung saßen die Männer lange auf den Holzbalken*, in nachdenklichen Gesprächen über das Leben vertieft, und pafften ihre selbstgedrehten Zigaretten. Am häufigsten sprachen sie über die „Städter“. Pjotr war kaum zwanzig Jahre alt und passte dem Alter nach eigentlich noch nicht in die Gesellschaft der Männer, aber an seinen freien Abenden saß er gern dabei und hörte schweigend ihren Gesprächen zu. Manchmal warf er sogar ein gescheites Wörtchen ein.

Bei seinen häufigen und langen Fahrten war in Pjotr der Entschluss gereift, dem dörflichen Leben „Ade“ zu sagen. Dazu trug auch der leidenschaftliche

Wunsch bei, die alte abgenutzte Ziehharmonika durch einen großen Bajan (Knopfakkordeon), und die mittelmäßige Berühmtheit eines Harmonikaspie-
lers durch den Ruhm eines Bajanmeisters zu ersetzen. So kam der Tag, an dem
sich Pjotr am frühen Morgen nicht wie üblich auf den Weg machte, um Abfälle
zu sammeln. Er spannte den alten Karrengaul aus und klopfte ihm mit seinem
muskulösen Arm auf den Widerrist. Dabei wurde er ganz nachdenklich.

In Gedanken zog die Kindheit an ihm vorüber: das eintönige Hirtenleben in
der Torflandschaft, die Scharen lärmender Bauern während des Torfstechens,
das abendliche Feiern in den verrauchten Hütten ... Dann fiel ihm das über-
wucherte Grab der Mutter ein und die letzten leise gesprochenen Worte des
Vaters schnitten ihm in sein erbebendes Herz.

Langsam ging Pjotr zur Hütte. An der Schwelle empfing ihn die Stiefmut-
ter, die sommersprossige Agrafena. Erschrocken forschte sie in seinen Augen
und fragte: „Was ist los, Petjka? Du bist so schnell zurück?! Ist ein Unglück
geschehen?“

Müde ließ sich Pjotr auf die Bank fallen. „Nein, Mutter, im Gegenteil. Das
Umherlaufen hat keinen Sinn. Ich habe keine Lust mehr, mich abzurackern
und darauf zu warten, bis die Not mir die letzten paar Hosen auszieht.“



Auf den Ofenpritschen* bewegten sich drei ungekämmte Schöpfe. Verschlafene, verständnislose Augen starrten den großen Stiefbruder an.

„Was denkst du dir, Junge!? Du willst uns doch nicht etwa sitzen lassen? Bist du verrückt geworden?“, jammerte Agrafena und brach in hysterisches Schreien aus. „Was werde ich unglückliche, kranke Frau denn mit meinen hilflosen Kinderchen anfangen? Oh, Petjka, Petjka, du willst uns zugrunde richten! Hast kein Gewissen! Verbrecher!“ Dabei warf sich Agrafena auf das mit schmutziger Sackleinwand bedeckte einzige Holzbett.

Pjotr erhob sich aufgeregt: „Mama! Schluss mit dem Gejammer!“ Seine entschlossene Stimme ließ die Frau aufhören.

„Es reicht, mir auf der Tasche zu liegen. Wie lange willst du deine ‚hilflo- sen Kinderchen‘ behüten? Der Eine wird bald fünfzehn! Ich war in dem Alter schon die rechte Hand des Hirten und habe Brot für die Familie mitverdient. Und so krank, wie du es bist, ist bei uns das ganze Dorf, und niemand bettelt!“ Wütend schritt Petjka zur Tür, ergriff die Türklinke und warf noch zurück: „Mit einer Wirtschaft wie der unseren hat mein Großvater zehn Personen aufgezogen, und seinen Söhnen sogar vier Hütten errichtet. Ich verlasse euch endgültig, und außer der Schirmmütze meines Vaters, der alten Ziehharmonika und einem Kanten Brot nehme ich nichts von euch mit. Es reicht! Es ist Zeit, dass ihr mal zur Vernunft kommt und ein Leben führt, wie andere Menschen auch!“

Pjotr griff hastig nach der Ziehharmonika, trat hinaus und schlug die Tür hinter sich zu.

Zwei Burschen und ein Mädels kletterten aus den Pritschen und setzten sich neben Agrafena. Durch das Fenster hörte man die sich entfernenden Töne von Petjkas Ziehharmonika, die sich bald im Dorflärm verloren.

Auf dem ungeräumten Tisch in der von Pjotr zurückgelassenen Hütte glänzten zwei Silberrubel und vor dem Heiligenbild der „Mutter Gottes“ erlosch das Lämpchen ...

Früh am nächsten Morgen, als es noch dunkel war, verließ Pjotr mit einem Bündel auf dem Rücken Jegoldajewo und begab sich zur Bahnstation.

Der Koslowsker Zug stand lange auf der Station. So hatte Pjotr Zeit, die Mitreisenden im Waggon kennenzulernen, zu erfahren, wer wohin und warum fuhr, von seinen eigenen Plänen zu erzählen und für eine alte Frau mit Kindern einen Teekessel kochenden Wassers zu holen.

Im Waggon herrschte ein strenger Geruch von neuen Bastschuhen, Schweiß, selbstgebranntem Schnaps und erloschenen Kerzen. Auf den oberen durchgehenden Pritschen sah man Menschenköpfe und Bastschuhe mit Fußlappen. Und in der Morgenstille hörte man das gleichmäßige Schnarchen der Schlafenden. Um der Schwüle zu entgehen, trat Pjotr auf den Gang. In diesem Augenblick ertönte irgendwo in der Ferne dreimal die Bahnhofsglocke. Der Zug fuhr mit einem Ruck an und bewegte sich quietschend in Richtung Moskau. Langsam zogen die bekannten Schluchten und Dörfer vor dem Fenster vorüber. Ein Gedanke ließ Pjotrs von Schlaflosigkeit erschöpften Kopf jedoch nicht zur Ruhe kommen. *Habe ich richtig gehandelt, diese „Schmarotzer“ auf der Suche nach einem neuen Leben zu verlassen?* Seine Hand tastete nach dem Kleingeld in der Tasche. Unter seinen Füßen ratterten die Wagenräder deutlich die Antwort auf Petjkas Gedanken: „Recht so. Nur so. Nur so – so – so –“ Ein Lächeln zog über Petjkas Gesicht und laut sagte er vor sich hin: „Also wird es so richtig sein! Es ist gut!“

Die restliche Fahrt verlief ruhig. Seine Vergangenheit lag wie mit einer Axt abgehakt hinter ihm, während die Zukunft irgendwie so nah, so greifbar und – was ihm die Hauptsache war – rechtmäßig die Seine zu sein schien.

Moskau nahm Pjotr einfach und gastfreundlich auf. Der Besitzer einer Walzenmühle stellte ihn ohne Zögern ein, denn im offenen, geschäftlich erfahrenen Blick Pjotrs verbarg sich keinerlei Hinterlist und solche Arbeiter wurden überall gebraucht. Abends wies ihm die Haushälterin ein Zimmer zu, das halb im Kellergeschoss lag, und in dem schon vier andere Arbeiter wohnten. Das neue Leben empfing ihn mit dem Duft städtischer Kohlsuppe, starkem Wodkageruch und einfacher menschlicher Wärme.

„Also, mein Lieber, da hast du ein Bett. Wenn du willst, kannst du dir die Matratze auf dem Hof mit Stroh stopfen. Für Kost und Logis zahlst du mir zwanzig Silberrubel im Monat. Ich heiße Matrjona. Alles klar? Und wer bist du?“

„Ich bin Petjka Wladykin. Was soll ich sagen? Wenn zwanzig, dann eben zwanzig. Auch dafür vielen Dank!“

Matrjona richtete Petjka das angewiesene Bett. Dann stellte sie sich in die Mitte des Zimmers, hob den Kopf, stemmte die Arme in die Seiten und legte mit heiserer Stimme los: „Sich bis in die Nacht herumtreiben, lärmern und wer weiß wen mitbringen, ist verboten. Hungrig und ungewaschen ist bei mir keiner. Aber ich verspreche auch kein fürstliches Essen. Sei gottesfürchtig, wie

alle." Damit bekreuzigte Matrjona sich gegen die Ikone des heiligen Nikolaus und rollte wie ein rundes Brot in die Küche – „dick wie ein eimergroßer Tula-Samowar*“, wie sich die Untermieter ausdrückten.

Seine Kameraden empfingen Petjka schlicht, aber freundschaftlich. Der Älteste von ihnen streckte ihm zur Begrüßung einen Rest Wodka entgegen und so sehr Petjka sich auch sträubte, er musste ihn doch austrinken. Eine halbe Stunde später war er mit seiner Ziehharmonika schon der Mittelpunkt der zusammengelaufenen Mieter.

Dennoch konnte Pjotr Wladykin sich nicht so recht an das städtische Leben gewöhnen, und nach kurzer Zeit verließ er Moskau enttäuscht wieder. Zudem war er die Arbeit in der Mühle, in einer ständigen Wolke von Mehlstaub gehüllt, nicht gewohnt. Nachdem ihm dann auch noch durch seine Unvorsichtigkeit der Zeigefinger in der Hebemaschine des Kornkastens einklemmte und lebenslang verstümmelt bleiben würde, kündigte Wladykin.

Viel reicher war er nicht geworden. Von den verdienten 45 Silberrubeln beglich er seine Rechnung bei Matrjona und behielt gerade noch einen Fünfer für sich. Außer dem ersparten Geld nahm er aus Moskau noch die Meisterschaft im Kartenfalschspiel mit, ein gehöriges Stück Verwegenheit und den Durst nach einem fröhlichen Leben.

Aus den Erzählungen der Männer „auf den Holzbalken“ in Jegoldajewo wusste er vom sorglosen Arbeiterleben in der Stadt N. und anderen Fabrikstädten in der Moskauer Gegend. Dort zog es ihn nun hin. Eine Adresse hatte er „für alle Fälle“ zusammen mit dem Geld in einem Tuch verknotet, und schon bald schritt Wladykin zufrieden in Öljacke und Arbeiterhandschuhen durch die Hallen einer großen Maschinenfabrik in N. Seine Aufgabe dort war es, Fertigteile am Hebekran zu befestigen, was ihm gefiel.

Nur zu schnell nahmen der Lärm und die Hast des Fabriklebens von Petjka Besitz. Das neue sprudelnde Leben zog ihn ganz in seinen Bann. Die Abende verbrachte Pjotr in Gesellschaft der Fabrikjugend. Da die überwiegende Masse der Arbeiter aus den umliegenden Dörfern stammte, fühlte er sich unter ihnen zuhause. Durch sein Harmonikaspielen wurde Petjka immer bekannter in der Umgebung. Samstags und vor den Feiertagen der Schutzpatrone, wenn alle Arbeiter nachmittags ihren Lohn empfangen, verschwand Petjka oft aus ihrer Gesellschaft. Seine Freunde suchten vergeblich nach ihm. Erst nach den Feiertagen erschien er wieder, zerzaust, aber mit zufriedenem Blick, in der Fabrik.

Das Geheimnis seines Verschwindens lag darin, dass Petjka immer häufiger unter die Kartenspieler der Fabrikstädte Ramenskoje, Winogradow, Guslize und anderer geriet. Sehr schnell beherrschte er diese verderbliche Kunst und machte sich 1913 im Kreis der Profispieler einen Namen als bekannter Falschspieler. Seine Taschen bargen Packen gewonnenen Geldes und Stapel gezinkter Karten. Doch gleichzeitig bekam er immer mehr Feinde, was ihn dazu zwang, eine stählerne Weste unter dem Hemd und einen Gummischlauch mit bleigefüllten Enden um die Taille zu tragen.

Das leicht erworbene Geld verleitete ihn zu häufigem Zechen. Wäre nicht die Liebe zu seiner Ziehharmonika gewesen – seine Seele hätte sich wohl ganz verhärtet, und sein Hitzkopf hätte sich in irgendeinem Graben oder dunklen Keller für immer zur Ruhe gelegt.

Sehr bald erwarb sich Pjotr einen herrlichen Bajan und, dank seiner unwahrscheinlichen Fähigkeiten, in kurzer Zeit auch den Ruf eines guten Bajanspielers.

Die Musik wurde nun seine große Leidenschaft. Begeistert lauschte er dem Spiel erfahrener Bajanspieler und nahm Unterricht bei ihnen. Weder Geld noch Zeit war ihm zu schade, das Äußerste aus seinem Instrument herauszuholen zu lernen.

So war Petjka Wladykin bald in der ganzen Gegend als Meister bekannt. Es gab keine Hochzeit oder Abendgesellschaft ohne ihn. Das hieß für ihn Geld und Ehre, damit aber auch immer mehr Alkohol und Ausschweifung. Immer häufiger warnten ihn die älteren Kollegen in der Fabrik: „Petjka! Du gehst zugrunde, Junge, ganz zugrunde! Eh du dich versiehst, gehst du ein. Du verdirbst dir dein junges Leben. Heiraten musst du! Die Mädchen laufen dir ja nach! Such dir eine aus, die dir gefällt. Es wird Zeit, dass du zur Vernunft kommst!“

Nach solchen Worten, insbesondere nach einem Alkoholkater, dachte Pjotr immer ernstlicher über das Heiraten nach. In seiner Phantasie sah er ganze Reihen von Bräuten vor seinen Augen vorüberziehen, Fabrikmädchen und Dorfädchen.

An einem Maiabend kam Tante Katerina aus Potschinki bei ihm vorbeigefahren. Von ihr erfuhr er, dass jemand aus dem Nachbardorf Ramenki um die Hand einer ihrer Töchter angehalten habe. Aber um welche Tochter genau es sich handelte, hatte sie nicht erwähnt. Katerina hatte lediglich berichtet, dass die Brautwerbung an Himmelfahrt und die Hochzeit vor Pfingsten stattfinden

würde und dass er zur Hochzeit geladen sei. Zuerst achtete Pjotr nicht besonders auf ihre Worte, aber später verfolgte ihn ständig der Gedanke: *Warum hat Katerina nicht gesagt, um welche ihrer Töchter geworben wird?*

Vor seinen Augen sah er Katerinas Familie: zwei Jungs und zwei Mädchen: Polja und Luscha. Bei der Erinnerung an Luscha entbrannte sein Herz und es erwachte ein noch unbekanntes, unverständliches Gefühl der Unruhe. Er erinnerte sich an eine Abendeinladung in Tante Katerinas Haus, an die Begegnungen mit Luscha in der Dämmerung bei der Quelle am Ende der Schlucht, an ihren warmen Blick.

Dann war da das Gespräch mit Fjodor, ihrem älteren Bruder, auf dem Heuboden im Schuppen, bei dem er auf eine Andeutung von ihm bezüglich Luscha eine deutliche Absage erhalten hatte, und zwar wegen seines ausschweifenden Lebens.

„Wozu brauchst du sie, Petjka? Du brauchst ein forsches Stadtmädchen, das dich festhalten kann, weil du so leichtsinnig bist. Ich weiß es doch. Und Mutter gibt sie dir nicht. Ohnehin hat Luscha andere im Kopf!“

Das hatte Pjotr damals ziemlich verletzt, und er beschloss nichts zu überstürzen. Außerdem fehlte ihm, ehrlich gesagt, in Bezug auf Mädchen der Mut, obwohl er in anderen Dingen ein Draufgänger war. Nach außen hin gab er sich jedoch sehr übermütig, um seine Unzulänglichkeit zu vertuschen.

Pjotr wies Tante Katerinas Bitte nicht ab, aber nach ihrer Abfahrt ins Dorf beherrschte ihn der Gedanke an Luscha mit jedem Tag mehr. In der Nacht vor Himmelfahrt hielt er es nicht mehr aus, sprang aus dem Bett, zog sich an und machte sich entschieden auf den Weg nach Potschinki. In wenigen Stunden legte er fünfundzwanzig Werst* zurück, und gerade als man die Glocke zur



Frühmesse läutete, hielt er kurz im Nachbarwäldchen an, um Atem zu schöpfen und seine Gedanken zu sammeln. Noch ein halber Werst war geblieben, aber das vor ihm liegende Potschinki erschien ihm diesmal irgendwie anders. Mit beklommenem Herzen, aber entschlossen ging Wladykin auf die letzte Hütte am Dorfrand zu.

* * *

Die Tage vor Himmelfahrt war Luscha nicht sie selbst. So sehr sie auch bemüht war, ihre Gedanken zu sammeln, wenn sie an ihr Schicksal dachte, es gelang ihr nicht. Die formelle Brautwerbung, die kürzlich in ihrer Hütte erfolgt war, ging ihr nicht aus dem Sinn. Immer wieder standen die Bilder jenes Abends vor ihren Augen: die Werber am Tisch, der Viertelliter selbstgebrannter Wodka, die gehobene Stimmung, und in der Ecke unter den Ikonen der vor Aufregung rote Jegor Chludow – ihr Bräutigam. Sie hatte sich an jenem Tag nur selten in der Stube gezeigt, wenn sie auf Anordnung der Mutter etwas auf-tischen sollte. Einmal hatte sie verstohlen zu Jegor hinübergeschaut, wobei sich ihre Blicke für einen Augenblick trafen. Ihr Herz erbebt und alles in ihr protestierte verzweifelt. Diese Selbstzufriedenheit im sommersprossigen Gesicht und die gierigen, grauen Augen unter dem roten Haarschopf, die Luscha buchstäblich verschlangen, waren ihr zutiefst abstoßend.

Die Brautwerbung hatte lange gedauert und war unter viel Lärm abgelaufen. Doch zu Luschas und Fjodors Erstaunen war man zu keinem Ergebnis gekommen, obgleich beide Seiten – Tante Katerina und die Chludows samt ihrem Jegor – davon überzeugt waren, dass nichts der Heirat von Jegor und Luscha im Wege stand. Schließlich einigten sie sich, dass Katerina ihnen an Himmelfahrt nach der Frühmesse die endgültige Antwort bringen würde. Die Chludows erhoben sich vom Tisch, bekreuzigten sich würdevoll gegen die Ikone und brummt beim Hinausgehen: „Sie wird uns schon nicht davonlaufen!“, während Jegor auf dem Weg zum Wagen in seiner hohen Frauenstimme stotterte: „Na ja, macht nichts, wenn Gott will, verschwägern wir uns!“ Katerina geleitete sie fürsorglich zum Hof hinaus, schloss das Tor hinter ihnen, bekreuzigte sich und schaute ihnen lange nach.

Himmelfahrt! Katerina war heute früher auf als gewöhnlich, trieb das Vieh auf die Weide und räumte die Stube auf. Als die Kirchenglocken läuteten, war

sie schon fast bei der Kirche. Nach der Frühmesse würde sie zu den Brautwerbern gehen, um die Hochzeit zu besiegeln.

Luscha litt an diesem Morgen schrecklich unter dem scheinbar Unabwendbaren, das nun endgültig beschlossen werden sollte. Alles fiel ihr aus den Händen. Die Beine wollten sie kaum tragen. Irgendwie hatte sie es bis zum Spiegel geschafft, um sich zu kämmen. „Ist wirklich alles vorbei? Ist das Mädchenglück wirklich so kurz?“, fragte sie sich, ihr Spiegelbild anschauend.

Plötzlich schien es ihr, als ob sie irgendwo in weiter Ferne Petjkas Bajan hörte. Vor ihren Augen verschwamm alles. Die Tränen stiegen unaufhaltsam empor und ließen ihr Spiegelbild verschwimmen. Plötzlich sah sie statt ihres Spiegelbildes vor ihrem inneren Auge das selbstzufriedene Lächeln unter dem roten Haarschopf ihres Bräutigams. Sie brach in wildes Schluchzen aus und warf sich auf das ungemachte Bett. Vor ihren Augen flimmerten das ewige Licht und die Ikone des Erlösers.

„Herr! Kümmert mein Leid denn wirklich niemanden? Ist mein Leben wirklich so früh verloren? Werde ich niemals mehr glücklich sein?“ Luscha drückte ihr Gesicht ins Kissen, während sie vom Schluchzen geschüttelt wurde. Sie fühlte sich völlig verlassen, keiner fragte nach ihr. Im Nachbarzimmer hörte man das gleichmäßige Atmen der schlafenden Geschwister. Luscha kämpfte allein mit ihrem Leid. Langsam wurde sie ruhiger und im Herzen fasste sie den Entschluss, für ihr Schicksal zu kämpfen.

Luscha trat erneut vor den Spiegel, aber wieder blickte ihr daraus das selbstzufriedene Grinsen des sommersprossigen Jegors entgegen. Da hielt Luscha es nicht mehr aus und spuckte ihn an. Jegors Bild zitterte und verschwamm. Stattdessen schimmerte ihr durch die herunterfließende Spucke Petjkas Schirmmütze entgegen und darunter sein Gesicht, genauso, wie sie ihn zuletzt bei der Quelle gesehen hatte.

„Petja“, flüsterte Luscha und hielt sich mit beiden Händen am Spiegelrahmen fest.

Da klopfte es ans Fenster. Luscha stürzte zum Vorhang und schob ihn zurück. Vor dem Fenster stand der echte Petjka, mit derselben Schirmmütze. Seine Hand grüßend zum Mützenschirm erhoben, schaute er sie schweigend an.

Wie er in die Hütte und sie in seine Arme gelangt war, wusste Luscha später nicht mehr. Als sie wieder zu sich kam, sagte sie mit hastigen Worten: „Mutter geht nach der Frühmesse direkt von der Kirche zu den Chludows, um ihnen

endgültig Bescheid zu geben und die Hochzeit zu besprechen. Weißt du, was das bedeutet?"

„Ich verstehe!“, antwortete Pjotr, konnte sich aber nicht gleich von Luscha losreißen. Wann sie einander lieb gewonnen und wo sie sich über ihr Glück ausgesprochen hatten, wussten sie selbst nicht, aber in diesem Augenblick waren sie die glücklichsten Menschen auf der Erde. So standen sie da, einander umarmend und blickten in den Spiegel. Doch durch die Spucke war ihr Spiegelbild nur unklar zu erkennen. Pjotr wischte mit der Handfläche über das Glas und fragte: „Was soll das denn bedeuten?“

Tief errötend senkte Luscha für einen Augenblick den Kopf. Dann hob sie ihr Gesicht wieder empor, blickte Pjotr offen in die Augen und gestand ihm ihre Liebe, die sie schon lange zu ihm hatte, und was es mit der Spucke auf dem Spiegel auf sich hatte.

„Nun, wir haben jetzt eigentlich keine Zeit, hier so zu stehen. Es muss etwas getan werden“, meinte Pjotr, fasste sie bei der Hand und sagte leise, aber

entschieden: „Mach dich fertig!“ Dann lief er schnellen Schrittes zu seinem langjährigen Freund Nikolai. Fjodor sah ihn durchs Fenster, lief hinaus und rief: „Petjka! Wohin willst du? Warte!“ Aber Pjotr winkte nur mit der Hand ab und schritt noch schneller aus.

Nikolai Jegorow war der einzige in Potschinki, der Pjotr verstand, ihn respektierte, an seine Zukunft glaubte und seine Geheimnisse mit ihm teilte. Obwohl er nicht viel älter war als Pjotr, war er jedoch eines festeren Charakters. Außerdem hatte er schon lange eine Familie und genoss ein gewisses



Ansehen unter den Männern. Seine Hütte befand sich in der Dorfmitte, genau gegenüber dem Dorfteich, weshalb sich die Männer meistens auf seinen Holzbalken* versammelten. Und zu ihm eilte Pjotr nun, ohne anzuhalten, mit seiner Not.

Nikolai Jegorow wunderte sich nicht über Petjkas Erscheinen, ließ ihn am Tisch unter den Ikonen Platz nehmen und holte nach alter Gewohnheit selbst gebrannten Schnaps aus der Vorratskammer. Aber Pjotr lehnte entschieden ab, ihm war jetzt nicht danach. Kurz schilderte er Nikolai sein Anliegen und Luschas Los, das Nikolai zum Teil schon bekannt war. Nikolai Jegorow teilte Pjotrs und Luschas Wunsch völlig und wollte sein Möglichstes tun, um ihnen zu helfen. Doch überzeugte er Petjka, dass die Sache unmöglich ohne ein Gläschen Schnaps angegangen werden könne. Eine halbe Stunde später fuhren die beiden in angeheiterter Stimmung mit Nikolais Wagen in Richtung Kirche.

Das Weitere entwickelte sich dann einfacher als gedacht. Sei es, dass der Schnaps tatsächlich Mut verleiht, oder dass man seinem Schicksal nicht entgehen kann. Als Katerina aus der Kirche trat, bemerkte sie sie sofort.

„Na, ihr Lieben, welcher Wind hat euch denn hergeweht?“, staunte sie und trat zum Wagen.

„Derselbe Wind, der uns hergeweht hat, wird uns auch wieder wegwehen, Katerinuschka. Und bei den Chludows hast du nichts verloren! Das ist alles, was ich zu sagen habe“, sagte Nikolai nachdrücklich. „Die brauchen nicht Luscha, sondern ein Arbeitspferd. Weißt du nicht, was für Gemächer die haben? Luscha hätte dort kein Leben. Dem Verderben gäbst du das Mädchen preis und später würdest du endlose Tränen darüber vergießen. Reiche Verwandtschaft zu bekommen, das heißt, das ganze Leben den Rücken krümmen zu müssen, und die Not wird kein Ende haben. Das Mädchen heult sich derweil die Augen aus dem Kopf. Setz dich in den Wagen! Fahren wir heim!“, endete er bestimmend und strich die Sackleinwand glatt.

„Jesus Christus! Heilige Jungfrau! Was soll denn das? Kann man denn so etwas machen?“, murmelte Katerina und bekreuzigte sich gegen die Kirche. „Und die Werber, sollen sie umsonst gekommen sein? Was werden bloß die Leute sagen? Gott sieht alles! Kann man denn so etwas machen?“

„Katerinuschka, Luscha ist nicht versprochen. Es wurde kein Gebet gesprochen. Somit liegt kein Betrug vor. Und so eine Sache muss aus Liebe geschehen. Sie müssen ein ganzes Leben zusammen sein. Komm, setz dich!

Mach dir nicht zu viele Gedanken, ja, und Petjka weise nicht ab! Luscha und er lieben einander schon wer weiß wie lange. Hier ist dein Schwiegersohn!" Nikolai wies auf Petjka und trat dabei entschlossen zu Katerina, um ihr in den Wagen zu helfen.

Katerina widersetzte sich nicht, musterte Nikolai aber misstrauisch, während sie sich auf der Sackleinwand niederließ. Das Schicksal Luschas schien ihr nicht mehr so klar zu sein. Verstohlen blickte sie zu Pjotr hinüber, wobei der einfachen Bauernfrau unzählige Gedanken durch den Kopf schossen.

Als sie die Kirche hinter sich gelassen hatten, wandte sich Petjka an Katerina und stotternd vor Aufregung und wegen des Schnapses sagte er: „Ich wollte eigentlich schon lange wegen Luscha mit dir sprechen, aber ich habe mich nie getraut. Ich liebe sie schon lange. Gib uns zweien deinen Segen. Ohne Frau gehe ich zugrunde!" Er hätte noch weitergesprochen, aber da stimmte Nikolai Jegorow hinter ihrem Rücken fröhlich sein geliebtes „Wenn ich goldne Berge hätte ..." an.

In Potschinki fuhr Nikolai an seinem Hof vorbei. Alle drei betraten Katerinas Hütte. Luscha saß im Abstellraum und quälte sich in unruhiger Erwartung.

„Was denkst du noch?“, rief Nikolai und öffnete die Tür. „Komm her!“ Er zog Luscha in die Stube. „Sonst bist ja so schlagfertig, und jetzt bringst du keinen Ton heraus?“ Wie Luscha dann an Pjotrs Seite stand, und mehr noch, wie sie zusammen vor Katerina knieten, ist wieder schwer zu erklären.

„Mama, gib uns deinen Segen!“, stammelte Luscha. Pjotr wollte etwas hinzufügen, aber die Stimme versagte ihm. Stattdessen dröhnte Nikolai: „Segne sie, Katerinuschka, und dann machen wir gleich Hochzeit!“

Katerina schwankte unschlüssig. Sie wandte sich gegen die Ikonen, beugte sich bis zur Erde und flüsterte ein Gebet. In ihrer Seele tobte ein schwerer Kampf. Lange kniete sie unbeweglich und barg das Gesicht in ihren Händen. Die Entscheidung fiel ihr schwer. Schließlich seufzte sie, bekreuzigte sich ein letztes Mal und stand auf. Kurz und nachdrücklich gab sie Luscha und Pjotr ihren Segen mit den Worten: „Gott ist gnädig!“

Der ganze folgende Tag war mit ungewohnter Geschäftigkeit ausgefüllt. Die Einwohner von Potschinki gingen neugierig an Katerinas Fenster vorüber und versuchten einen Blick hineinzuworfen. Aber Luscha und Pjotr zeigten sich erst abends draußen, glücklich und zufrieden.

Die Lichter im Dorf waren schon längst erloschen, und die Frauen in ihre Hütten auseinandergelaufen, aber in Katerinas Haus wollten die Lieder bis zur

Morgendämmerung nicht verklingen. Luschas Freundinnen sangen sich ihren Abschiedsschmerz vom Herzen, umarmten und küssten sie immer wieder.

Es war beschlossen worden, die Hochzeit in N. zu feiern. Und schon am Vormittag des nächsten Tages rollten zwei Fuhrwerke* mit den Verwandten und Freundinnen der Braut, sowie der Truhe mit der Aussteuer dorthin. Pjotr und Luscha folgten zu Fuß. Langsam, aber mit einem Gefühl unerklärlicher Freude verließ Luscha mit ihrem Bräutigam ihr Heimatdörfchen. Lange hörten sie noch das Lärmen der Kinder, das Hühnergegacker und Hundegebell. Beim Wäldchen vor Nestrewo blieb das junge Paar stehen und blickte auf Potschinki zurück. Weit hinter den grünen Kornfeldern ragten die Dächer der letzten Hütten hervor. Von der Hütte ganz am Rand winkte noch jemand mit einem weißen Tuch, das an einen langen Stock gebunden war.

Pjotr seufzte, drückte Luschas Hand fest, sehr fest, und sagte: „Ja, Luscha, ein verlorenes Leben hat sein Glück. Doch worin es besteht, wissen wir nicht!“

Getraut wurden sie in der großen, aber schlicht gehaltenen Kirche „Mariä Schutz und Fürbitt“, die von allen Seiten durch hohe Kaufmannshäuser eingengt wurde. Der Priester zelebrierte den Gottesdienst mit ganzer Seele, staunte aber, dass einer, der so ein leichtes Leben führte, so eine Schönheit zur Frau bekommen hatte. Die Hochzeitsgäste begleiteten die Frischvermählten von der Kirche zur blumengeschmückten Kutsche, die unter dem vielstimmigen Geläut der Schellen am Pferdegeschirr und der Glöckchen unter dem Jochbogen um die erste Straßenbiegung verschwand.

Die Hochzeit der Wladykins dauerte nicht lange, aber das Wirtshaus war bis zur letzten Ecke gefüllt mit Gästen. Den größten Teil bildeten Pjotrs Arbeitskollegen und Luschas Verwandte aus Potschinki. Von Pjotrs Verwandten war nur der Bruder seines Vaters anwesend. Die Hochzeit wurde nur einen Tag lang richtig gefeiert, aber diesen ganzen Tag lang drang aus den geöffneten Fenstern fast pausenlos lauter Gesang auf die Straße, und manch ein Passant blieb wie gebannt von dem meisterhaften Bajanspiel stehen. Pjotrs guter Freund und Lehrer spielte mit flinken Fingern übermütige Weisen.

Am meisten jedoch zog die Braut die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung auf sich. Sie wurde ausgiebig betrachtet, und fand allgemeine Bewunderung: ihre einfache, natürliche Schönheit, die an den Enden leicht nach oben gewölbten Brauen, der offene Blick ihrer dunklen Augen, die klassisch griechische Nase, das dunkelbraune, volle Haar, die anmutige Gestalt ... Nicht das einfache Brautkleid mit dem üblichen Schleier ließ Luscha an diesem Tag besonders

hübsch erscheinen, sondern das liebliche Aussehen der Braut selbst war es, das ihren schlichten Putz zu ungewöhnlicher Wirkung brachte. Niemand hätte gedacht, dass diese Braut gerade erst sechzehn Jahre alt war.

Am zweiten Tag ging die Hochzeitsfeier im engen Familienkreis weiter, mehr häuslich und ungezwungen in Pjotrs und Luschas Zimmer. Gegen Abend verließen die Gäste nacheinander das junge Paar, und damit begann der Alltag.

Das Zimmer war ärmlich eingerichtet. Pjotrs Kapital reichte nur für eine neue Nähmaschine von „Singer“ mit Fußantrieb, die er seiner jungen Frau schenkte, ein ausziehbares hölzernes Doppelbett, einen Holzschrank, vier Wiener Stühle und eine Petroleumlampe der Marke „Blitz“. Nach seinem leichten Junggesellenleben erschien ihm das fast wie Luxus. Dennoch war das einzig wirklich Wertvolle für Pjotr, das seine Beachtung fand, sein Bajan.

Für Luscha war das Stadtleben völlig neu und ungewohnt. Fröhlig begleitete sie ihren Mann zur Fabrik und abends, nach dem Geheul der Fabriksirene, ging sie zur Pforte, um den „Ihren“ aus der langen Reihe von laut lachenden und schwatzenden Arbeitern in öligen Jacken zu entführen.

Die ersten Tage, Wochen und Monate vergingen bei den Wladykins fröhlich und sogar stürmisch. Fast jeden Abend waren sie auf einer Hochzeit oder einem anderen Fest, wo Pjotr mit seinem Bajan im Mittelpunkt stand und Luscha pausenlos zum Tanzen aufgefordert wurde. Doch immer häufiger brachte sie ihren Pjotr erst nach Mitternacht „halb tot“ mit einer Droschke nach Hause. Aber bald fand ihr fröhliches Leben ein Ende. Luscha begann sich nach dem Leben in Potschinki zu sehnen. Pjotrs Zechereien wurden ihr zuwider. Eines Abends, als er wie gewöhnlich nach dem Bajan griff und Luscha mit sich zog, stellte sie sich vor die Tür und schaute Pjotr flehend in die Augen.

„Petjka, es wird Zeit, diese Zechereien zu beenden und ans Leben zu denken. Es fällt mir langsam schwer, mich mit dir herumzuschleppen, und es ist mir alles zuwider. Ich – ich bin in anderen Umständen“, beendete sie leise.

Pjotr sah ihr ins Gesicht und bemerkte nun, dass es schmaler und grau geworden war. So hatte er Luscha noch nie gesehen. Die Frische und das Feuer, die er bei der Quelle an ihr bewundert hatte, waren verschwunden. Der Stempel der Besorgtheit hatte sich auf Augen und Stirn gelegt. *War das alles? Wo ist die Luscha von der Schlucht? Wo sind ihre Augen, ihr Lächeln? Wo ist das Mädchen vor dem bespuckten Spiegel – das schlanke, entschlossene, feurige Mädel mit den blitzenden Augen?*

„Wie? Soll das Glück damit zu Ende sein?“, murmelte er und verzog bitter den Mund. Luscha stand mit gesenktem Kopf vor ihm, still und ganz verändert. Da explodierte es in Pjotrs rebellischer Seele. *Nein, das kann nicht das Ende sein! Irgendwo gibt es das Glück. Man muss es nur suchen!*

„Nun, soll ich mich deiner Meinung nach wie ein Mönch mit dir in dieser Zelle einschließen? Tagsüber in der Fabrik hin und her rennen und abends bei dir herumsitzen!“, brach es aus ihm heraus. „Die Jugend wird einem nur einmal geschenkt, und man muss sie so fröhlich wie möglich leben!“ Pjotr stieß Luscha zur Seite und öffnete die Tür. „Ich zwing dich nicht. Wenn du nicht willst, lass es bleiben. Aber hindere mich nicht zu leben!“, warf er beim Verlassen des Zimmers grob zurück.

Und die Liebe? Und ich? So enden also die Mädchenträume; das ist also das Glück der Frauen. Wie soll ich jetzt leben? Mit wem und für wen?, flogen die Gedanken durch Luschas Kopf, die, mit dem Rücken zur Tür, immer noch auf dem Platz stand, wohin Pjotr sie gestoßen hatte. In diesem Augenblick bewegte sich etwas unter ihrem Herzen, unerwartet und ungewohnt. Ihre Beine zitterten. Langsam setzte sie sich aufs Bett, warf den Kopf aufs Kissen und lauschte in sich hinein. Das Stoßen unter dem Herzen wurde stärker – da war noch ein Leben ... so nah ... Luscha richtete sich auf. Auf dem Kissen war ein nasser Fleck zu sehen. Verlegen verdeckte sie die Spuren ihrer Tränen mit ihrer Hand. Durch das offene Fenster erklang irgendwo aus der Ferne ein Bajan, der sich mit Pjotrs Stimme verfloss: „Wenn ich goldne Berge hätte ...“ Eine Minute später war alles ruhig, nur in Luschas Seele nicht.

Spät in der Nacht brachte man den bewusstlosen Pjotr in einem Wagen nach Hause. Mit Tränen in den Augen zog Luscha ihn geduldig aus, zertrte ihn aufs Bett und legte sich selbst angezogen auf die Truhe – das war ihre erste schlaflose Nacht.

Seitdem änderte sich das Leben der Wladykins vollständig. Pjotr wurde immer wilder, fremder. Und wenn er abends mal nicht zum Feiern ausging, war es noch schlimmer: Dann brachte er die Freunde mit, und zechte mit ihnen die ganze Nacht hindurch. Luscha begann das Geld vor Pjotr zu verstecken, aber nachdem er es einmal mit geballten Fäusten von ihr gefordert hatte, entschloss sie sich, es nur noch bei Nikita Iwanowitsch und Warja, ihren einzigen echten Freunden, aufzubewahren.

Nikita Iwanowitsch arbeitete als Meister in der Maschinenfabrik und war ein rechtschaffener, tüchtiger Mann. Oft wies er Pjotr väterlich-streng zu-

recht, und er war auch der einzige, den Pjotr respektierte und sogar ein wenig fürchtete. Nikitas Frau Warja war eine gottesfürchtige, fleißige Frau, die zu wirtschaften verstand. Sie besaßen ein großes, zweistöckiges Haus mit einem Garten und lebten gut. Ein Zimmer hatte Warja von der Decke bis zum Fußboden mit Ikonen behängt. Da Nikita Iwanowitsch aber kein Freund der Kirche war und sich lieber die Zeit mit Büchern vertrieb, war die Tür zu diesem Zimmer stets zu. Dorthin kam Luscha nun immer häufiger, um ihr Herz vor den Ikonen auszuschütten.

Eines Abends blieb Pjotr nach der Arbeit zu Hause. Nikita Iwanowitsch und Warja kamen zu Besuch – das erste Mal nach Pjotrs und Luschas Hochzeit. Beim Teetrinken wies Nikita Iwanowitsch Petjka, wie er ihn immer nannte, eindringlich und ernst zurecht. Luscha war schon schwerfällig geworden, denn sie stand kurz vor der Entbindung. Die herzliche Anteilnahme ihrer Gäste trieb Luscha während des Gesprächs die Tränen in die Augen. Aber sie saß still, den Kopf gesenkt. Pjotr saß auch mit gesenktem Kopf da und schwieg die ganze Zeit. Verstohlen blickte er zu Luscha hinüber und nahm wahr, wie elend und bedrückt sie aussah. In seiner Seele rührte sich etwas, Mitleid ihr gegenüber erwachte. Sie hatte ihre Hände auf den Schoß gelegt und zerknüllte krampfhaft ein Taschentuch. Vorsichtig bedeckte er ihre Hände mit der seinen und zog seine Frau langsam an sich. Vertrauensvoll lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter.

„Ja, Onkel Nikita, du hast Recht, da gibt es gar nichts zu sagen. Ich habe mich dem christlichen Lebenswandel entfremdet und keine Kraft mehr, mich zu ändern“, gab Pjotr leise, aber ehrlich zu.

Nach diesem Abend wurde Pjotr still und half Luscha fürsorglich im Haushalt, besonders bei den Vorbereitungen für den Familienzuwachs. Er ging mit ihr ins Geschäft, wo sie nach Warjas Ratschlägen alles Notwendige für das Kind einkauften. Auch eine gefederte Hängewiege mit Vorhang bestellten sie. Aus der Fabrik brachte er einen Ring mit und brachte ihn an der von Luscha gewünschten Stelle an der Decke an.

Sie mussten nicht lange warten. In einer dunklen Märznacht des Jahres 1914 stieß Luscha Pjotr in die Seite. „Petja, steh auf! Es ist wahrscheinlich soweit! Bring mich hin.“

Eilig machten sie sich fertig. Erst beim Hinausgehen sah Luscha zurück und bekreuzigte sich gegen die Ikone des heiligen Nikolaus. Vorsichtig, um niemanden zu wecken, folgte sie Pjotr aus dem Haus.

Als sie sich im Krankenhaus von Pjotr trennen musste, gab sie ihm noch schnell einen Kuss.

Langsam schlenderte Pjotr nach Hause und dachte an alle Einzelheiten des bisherigen gemeinsamen Weges mit Luscha: ihre Bekanntschaft, die ersten Begegnungen, die Werbung und die Hochzeit. Als er allerdings zu Luschas ersten Tränen kam, winkte er mit der Hand ab und strebte eilig nach Hause.

Am nächsten Morgen lief Pjotr ungeduldig aus der Werkhalle ins Fabrikkrankenhaus, wo er nur die knappen Worte zu hören bekam: „Ein Sohn. Morgens geboren. Ein Schreihals. Deine Frau ist sehr schwach. Bring Lebensmittel für sie.“

Pjotr schaute in alle Richtungen, aber er konnte nichts weiter sehen oder in Erfahrung bringen. Erst am dritten Tag durfte er Luscha sehen. Er übergab ihr alles, worum sie gebeten hatte, doch den Sohn zeigte man ihm nicht.

Nach sechs Tagen durfte Pjotr Luscha abholen. Freundlich wurde er im Vorzimmer empfangen. Er musste nicht lange warten. Nach einigen Minuten öffnete sich die Tür: Zuerst trat eine beliebte Krankenschwester in schneeweißem Kittel heraus, die ein großes Bündel auf ihren Armen trug. Luscha folgte ihr, mit eingefallenem Gesicht, aber froh und zufrieden. Ohne große Umstände trat die Schwester auf Pjotr zu, gratulierte ihm und übergab ihm seinen Sohn.

Unbeholfen nahm Pjotr ihn entgegen und trat verwirrt nach draußen. Luscha bemerkte, dass er nach Wodka roch.

„Petja, konntest du dich wieder nicht beherrschen?“

„Ach nein, das war nur ein bisschen, um mir Mut anzutrinken. Überleg doch selbst: Ich habe einen Sohn – da gehört es sich so!“, rechtfertigte sich Pjotr.

Langsam gingen sie die Straße entlang. Luscha achtete auf Pjotr, ob er das Kind auch nicht fallen ließe. Der erzählte im Gehen alle Neuigkeiten. Leise wimmerte das Kind, das Pjotr dauernd unter den Arm rutschte. Luscha, die sich am anderen Arm ihres Mannes festhielt, blieb immer wieder stehen, um ihr kostbares Bündel zu richten. Aber wie sie sich auch anstrebten, immer wieder landete der Sohn unter der Achsel des Vaters, was die daheim auf sie Wartenden dann auch mit Neckerei und Lachen zur Kenntnis nahmen. Im geschmückten Zimmer wurde die junge Familie von Katerina aus Potschinki, die in dieser Zeit angekommen war, Nikita Iwanowitsch und Warja sowie den Hausbesitzern begrüßt. Das Zimmer füllte sich mit Kindergeschrei und Federgequietsche der bemalten Hängewiege.

An diesem Familienabend wurde beschlossen, dass Nikita Iwanowitsch und Warja Taufpaten sein sollten und dass man den Priester durch eine beliebige Summe dazu bringen müsse, den Sohn entgegen dem Heiligenkalender auf den Namen Pawel zu taufen. Aus diesem Grund wurde der Junge dann auch in der Fabrikkirche getauft, denn dort war der Priester nachgiebiger.

So kam Pawel Wladykin auf die Welt.

* * *

Immer mehr Gerüchte über Krieg und Volksunruhen waren zu hören. Die Alten lasen aus Büchern und der Heiligen Schrift schwere Zeiten heraus, eine Veränderung in den Menschen und in der Natur. Unruhigen Herzens verfolgten die Leute alle Neuigkeiten, und bekreuzigten sich lange und andächtig, wenn sie spät abends auseinandergingen.

Pjotr Wladykin stand diesen Gerüchten nicht gleichgültig gegenüber und hörte sich fleißig um. Traf er gar Nikita Iwanowitsch, so sprachen sie bis tief in die Nacht hinein mit verhaltener Stimme. Doch Luscha verstand nicht viel davon.

Das Leben der Wladykins schien zunächst ganz normal zu verlaufen. Pawluschka schrie oft unruhig in der Wiege, was Luscha beunruhigte. Seit der Ankunft des neuen Erdenbürgers war es im Zimmer der Wladykins enger geworden, und die Nachtkonzerte des Kleinen brachten Pjotr allmählich außer sich. Oft saß er stundenlang mit einer selbst gedrehten Zigarre zwischen den Lippen im Hof herum, und stand morgens verärgert auf und ging wortlos in die Fabrik. Nur Großmutter Katerina wurde mit ihrem ersten Enkelsohn fertig, der, weshalb auch immer, ihr Lieblingsenkel blieb. Sie stopfte ihrem „Schreihals“ (dieser Name blieb lange an ihm hängen) mit „etwas“ immer so gekonnt den Mund, dass er sich darüber beruhigte. Aber die Großmutter war ein seltener Gast. Ihre Besuche waren für Luscha und den Kleinen richtige Festtage.

Das ungewohnte Familienleben und die damit verbundenen Sorgen wurden Pjotr jedoch mehr und mehr zur Last. Luscha konzentrierte all ihre Liebe und Aufmerksamkeit auf den Sohn. Für den Mann blieb nur das Allernotwendigste übrig, was zu seiner Versorgung nötig war, und so stürzte Pjotr sich wieder in das lärmende Vergnügen. Wie er nach der Arbeit seine Öljacke abwarf, so warf er auch die familiären Verpflichtungen von sich und begann noch